

Evangelisch-methodistische Kirche
Bischof Heinrich Bolleter

**Eine
lebendige
Gemeinschaft
— weil Gott
das Leben
liebt**

Bischofsbotschaft an die
Zentralkonferenz von Mittel- und Südeuropa
13.–17. April 2005 in Bern

„Ihr Lieben, wenn Gott uns so sehr geliebt hat, dann sind auch wir es schuldig, einander zu lieben. Niemand hat Gott je gesehen: Wenn wir einander lieben, bleibt Gott in uns und seine Liebe ist unter uns zum Ziel gekommen.“
1. Joh. 4, 11 + 12

Inhaltsverzeichnis:

Gruss

Gemeinschaft lebt,

1. wo Verschiedenheit reich macht
2. wo Türen offen sind
3. wo wir Ressourcen teilen
4. wo die Liebe über die Furcht triumphiert
5. wo Autorität ist
6. wo Gott mit im Bunde ist

weil Gott das Leben liebt:

1. ansetzen bei der Sehnsucht des Menschen
2. ansetzen bei der Familie
3. ansetzen bei der versammelten Gemeinde
5. ansetzen bei der politischen Verantwortung
6. ansetzen bei der Zusammenarbeit der Kirchen
7. ansetzen beim Zusammenleben mit anderen Religionen

Schluss

Anhang: Liste der Themen, welche uns beschäftigen müssen

Gruss

Ich grüsse alle Delegierten aus 15 Nationen der Evangelisch-methodistischen Kirche in Mittel- und Südeuropa. Gott hat uns als Zentralkonferenz durch 50 Jahre gnädig geleitet in Zeiten der Bedrängnis und in Zeiten grosser Veränderungen.

Als Minderheiten haben wir in der Zentralkonferenz eine lebendige und tragende Gemeinschaft erlebt. Wir haben Solidarität erlebt in der Wiederaufbauphase nach dem Zweiten Weltkrieg und in der langen Zeit des Kalten Krieges, welcher auch mit Mauern und Zäunen unsere Zusammengehörigkeit nicht zerstören konnte.

Wir danken gemeinsam Gott, dass er uns aus verschiedenen Nationen und Kulturen zusammengeführt hat. Und wir sagen Gott Dank, dass er uns bereit gemacht hat, in Zeiten der Not und Bedrängnis füreinander einzustehen. Wir loben Gott für das Zeugnis unserer Väter und Mütter sowie unserer Söhne und Töchter, welche mutig das Evangelium von Jesus Christus in ihrem jeweiligen Kontext verkündigt und durch all die Jahre die methodistische Connexio mitgetragen haben.

Eine lebendige Gemeinschaft

1. Gemeinschaft lebt, wo Verschiedenheit reich macht

Wir nennen uns Methodisten, und wir reden von der Connexio, dem Zusammengehören auf Bezirksebene, auf der Ebene der Distrikte, der Jährlichen Konferenzen und der Zentralkonferenz. Dabei möchte ich zwei unterschiedliche Erfahrungen ansprechen: das Zusammenwachsen und das Suchen nach Eigenständigkeit.

1.1 Wir leben in einer neuen Zeit des Zusammenwachsens in Europa, begleitet von der Frage, was wir als Kirchen im Blick auf die Werte, die dieses neue Europa tragen und gestalten sollen, beitragen können. Wir leben in einer Zeit, wo europäische Normen und Regelungen uns zur Anpassung zwingen. Das hat nicht nur Einfluss auf das Rechnungswesen der Jährlichen Konferenzen, sondern auch auf die Qualitätsnormen unserer Sozialwerke.

Als Zentralkonferenz leben wir in einer Zeit, wo wir uns näher an die Grundstruktur der Kirchenordnung der United Methodist Church halten und weniger Adaptionen vornehmen wollen. Wir delegieren fast in alle Behörden der weltweiten Kirche unsere europäischen Vertreter, und wir erwarten für unsere finanzschwachen Jährlichen Konferenzen weiterhin Unterstützung. Aber wir leisten (ausser zum Bischofsfonds) keine Beiträge an das Budget der weltweiten UMC.

1.2 Gleichzeitig leben wir in einer Zeit der wachsenden Eigenständigkeit und der Betonung von unterschiedlichen Gegebenheiten, in denen sich die Evangelisch-methodistische Kirche in den verschiedenen Ländern Europas weiter

entwickelt. Nicht zu unterschätzen sind auch die Unterschiede in der wirtschaftlichen Entwicklung. Insbesondere die Gemeinden in Südosteuropa sind heute mehr denn je auf Hilfe von aussen angewiesen.

Wir nennen uns Methodisten, und wir reden von der Connexio. Aber wir tun uns schwer, uns unter eine gemeinsame Kirchenordnung zu stellen und ein gemeinsames Amtsverständnis oder Mitgliederverständnis zu akzeptieren. Jede Jährliche Konferenz betrachtet sich als Sonderfall.

Wohin führt unser gemeinsamer Weg in die Zukunft? Die äusseren Mauern und Zäune, welche uns trennen wollten, sind verschwunden, aber die Jährlichen Konferenzen und die einzelnen Gemeinden sind allzu oft gefangen in ihren Eitelkeiten und ihren Existenzängsten. Ich sorge mich um eine Kirche, die sich in „Monaden“ d.h. sich selbst genügenden Einheiten ohne connexionalen Bezug verwirklichen will. Jedenfalls haben wir vielerorts die gesunde Balance zwischen Zusammengehörigkeit und Selbständigkeit nicht gefunden.

Seit es die Gemeinschaft der Methodisten gibt, haben sie sich stets gegenseitig Raum gegeben. Es gab immer Köpfe, die anders dachten, Herzen, die anders schlugen, Hände, die Eigenwilliges bauten. Suchende und Glaubende hatten stets Raum in unseren Versammlungen. Aber es gab die gemeinsame Klammer einer starken Identität als Freikirche, welche nichts anderes wollte, als „Seelen retten“ und „Heiligung über die Lande verbreiten“.

Was ist das Verbindende, das die Vielfalt der Meinungen, der Positionen der Überzeugungen und Ausdrucksweisen heute umgreift und zusammenhält? Gibt es eine gemeinsame Identität als Klammer unserer Kirche? Auf dem Papier gibt es sie ganz gewiss; aber in unseren Herzen und Köpfen? Wir sprechen gerne davon, wir seien eine Kirche mit einer grossen Bandbreite in Theologie und Praxis. Haben wir dadurch nicht doch einen „Gesichtsverlust“ erlitten?

Nicht die Vielfalt an sich ist ein Segen, sondern eine Vielfalt, welche von der einen Liebe zusammengehalten und vom Wissen um die gemeinsame Mission getragen ist. Ich erlaube mir beispielhaft einige Entwicklungen anzusprechen:

1.2.1 Ich erinnere an die Rezeption der Sozialen Grundsätze in den jeweiligen Jährlichen Konferenzen unserer Zentralkonferenz. In kommunistischer Zeit konnten wir sie nicht offen diskutieren. Heute können wir offen kommunizieren, aber in dieser Sache nicht mehr mit einer Stimme reden, obschon wir gemeinsam verwurzelt sind in der biblischen Botschaft, einer gemeinsamen Tradition und Ordnung.

Ich kann mir vorstellen, dass einzelne Methodisten Angst bekommen vor dem Pluralismus, der sich in unseren Reihen breit macht. Paulus sah sich in Korinth einer extrem pluralistischen Kirche gegenüber, und er ruft sie nicht zur Uniformität auf. Vielmehr schreibt er der Gemeinde einen Brief, in welchem er ihr den Sinn der Vielgestaltigkeit erläutert. Nicht die Formen des Glaubens und Lebens, nicht die Auffassungen über Arbeit und Dienst der Kirche müssen einheitlich sein. Einheit liegt nicht in der Uniformität, sondern in dem einen Geist, der sie durchdringt.

Jenen, welche sich vor dem Verlust der Einheit fürchten, möchte ich sagen: Die Kirche ist eine Schöpfung Gottes. Gottes Schöpfung ist nicht uniform. Er schuf in der Natur eine Vielfalt: die Menschen, die Säugetiere, die Vögel und auch den Wurm. So vielfältig ist auch die lebendige Kirche. Und der Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit hält uns zusammen.

Niemand zerstört die Kirche gründlicher als der oder die, welche vereinheitlichen wollen in Sprache, Gottesdienstform, Formen des Dienstes und des Zusammenlebens. Ich beobachte: Vielfalt und Einheit gehen verloren durch die sektiererische Eigenmächtigkeit lokaler Gemeinden und durch die von oben regierende Rechthaberei der Leitung.

1.2.2 Gelebte Gemeinschaft ist im Kontext unserer postmodernen Gesellschaft keine Selbstverständlichkeit. Wenn ich von gelebter Gemeinschaft spreche, so meine ich Verbindlichkeit inmitten einer postmodernen Beliebigkeit, und ich meine Verbundenheit inmitten einer Individualisierung, die zur Ego-Ethik und zum Utilitarismus neigt.

Die Ego-Ethik, „was mir dient, ist recht“, zerstört die Werte, welche uns zusammenhalten, und damit auch die gelebte Gemeinschaft.

Einzelne Pastoren in Mittel- und Südeuropa haben es verstanden, die neue Freiheit und Selbstbestimmung der postkommunistischen Ära zur Ego-Ethik zu pervertieren, welche über die Selbstverwirklichung zur Selbstverherrlichung führte. Und das alles unter einem charismatischen Deckmantel. Damit haben sie sich selbst aus der Gemeinschaft hinauskatapultiert. Ihre beständige Furcht, zu kurz zu kommen, hat die Liebe als Klebstoff der Gemeinschaft erkalten lassen.

Junge Menschen emigrieren in ein anderes Land, wo sie eine grössere Perspektive zu finden glauben, sie sind müde, das gemeinsame Los im eigenen Land mitzutragen. Das fördert in unseren Gemeinden die Angst, zu kurz zu kommen.

1.2.3 Gelebte Gemeinschaft vollzieht sich in kleinen und in grossen Gemeinden. Es ist interessant zu beobachten, dass im Kontext der Wohlstandsgesellschaft die Selbsterhaltung der Institution auf grössere Dienstleistungszentren drängt, in welchen die Konsumentenchristen sich abholen können, was sie brauchen. Diesem Trend folgend werden die kleinen Gemeinden mit der Begründung, dass sie nicht mehr für ein Pastorengelalt aufkommen können, aufgehoben.

Eine gegenteilige Entwicklung haben wir in Kontexten unter wirtschaftlichem Stress (Armut). Da werden die kleinen „Basisgemeinden“ zum Modell. Sie haben weniger grosse Investitionen in Bauten und Strukturen, auch in Fahrtkosten, und arbeiten oft mit freiwilligen Helfern.

Lebendige Gemeinschaft ist offen für Reformen. Ich erlebe wie die Reform in den Jährlichen Konferenzen geschieht:

Einerseits durch Einführung einer Palette von Sonderämtern und Aktionsprogrammen, um kirchenferne Menschen zu erreichen. Das ist eine Kirchenre-

form von oben mit der Sehnsucht nach einer sichtbaren Präsenz durch grosse, regionale „Zentrumsgemeinden“.

Andererseits in Richtung kleinerer „Basisgemeinden“, welche von Laien geführt und von ausgebildeten „Reisepredigern“ begleitet werden. In diesem zweiten Konzept kommt uns die neue Kirchenordnung mit dem Verständnis der „Lokalpastoren“ sehr entgegen. Es sind ausgebildete Laienpredigerinnen und -prediger, welche in Teilzeit oder freiwillig sich um die kleine Basisgemeinde kümmern. Die finanziellen Engpässe treiben uns mehr und mehr in diese Richtung. Solche kleinere Gemeinden können viele schöpferische Kräfte wecken, aber sie können nicht als Dienstleistungszentren für Konsumentenchristen dienen. Sie werden viel Autonomie in der Gestaltung ihres gemeinschaftlichen Lebens in Anspruch nehmen und brauchen gerade deshalb die Begleitung durch einen ausgebildeten „Reiseprediger“.

Die Ausbildung der Laien wird in diesem Horizont äusserst wichtig. Wenn wir diese Laien nicht selber ausbilden, dann wird der Entfremdung dieser Basisgemeinden Vorschub geleistet, was zu einem Verlust der Connexio-Beziehung führen kann. Als Kleingemeinden mit gut ausgerüsteten Mitarbeitern und einer professionellen Begleitung können diese „Basisgemeinden“ jedoch als prophetisches Ferment im Blick auf das Ganze wirken. Ich bin überzeugt, dass diese „Basisgemeinden“ die Bausteine für die methodistische Connexio von morgen sein werden! Wenn dem so ist, dann muss noch deutlicher werden, dass die Konferenzstrukturen, die Schulungsmöglichkeiten und gesamtkirchlichen Aktionen diesen „Basisgemeinden“ dienen müssen.

Dieses Modell kann auch als Muster für die heranwachsende Zivilgesellschaft betrachtet werden, eine Gesellschaft, in welcher die Staatsfürsorge mehr und mehr an die lokalen Trägergruppen in den Gemeinwesen delegiert wird. Einige unserer Länder in Mittel- und Südeuropa befinden sich mitten in diesem Prozess von der Staatsgesellschaft zur Zivilgesellschaft. Da hat die Kirche eine wichtige Funktion in der Entwicklung von Aktivitäten an der Basis der Zivilgesellschaft. Dennoch dürfen wir in diesem Zusammenhang nicht euphorisch werden. Mitteleuropa ist ein „Seelenzustand“, der nachhaltiger wirkt als jede politische oder kirchliche Beeinflussung. Der Weg der Veränderungen ist noch lange.

Noch einmal: Gerade für diese „Basisgemeinden“ ist die Connexio sehr wichtig. Ohne ein übergreifendes Konzept werden sich die kleinen Gemeinden sehr schnell in partikularen Interessen verlieren und nur noch sich selber dienen. Oder sie werden sektiererischen Bewegungen zum Opfer fallen. Wir müssen stets neu lernen, dass die Gemeinde nicht für sich selber da ist. Dazu brauchen wir einander in der Connexio. Mit einer einseitigen Festlegung auf die Gemeinde — ob „Zentrumsgemeinde“ oder „Basisgemeinde“ — ist die Weltföhenheit der Kirche, d.h. ihre Mission, bedroht.

2. Gemeinschaft lebt, wo Türen offen sind

Im Losungsbüchlein der Brüdergemeine war am Epiphaniastag ein Gebet aus Afrika zu lesen: „Herr Jesus Christus, du wurdest von einer hebräischen Mutter geboren. Babylonische Weise huldigten dir. Du warst voll Freude über den Glauben einer syrischen Frau und eines römischen Hauptmanns. Dein Kreuz trug ein Afrikaner. Wir danken Dir, dass wir zu dir gehören. Hilf uns, Menschen aller Rassen und Völker als Miterben in dein Reich zu bringen.“

Eine lebendige Gemeinschaft, welche diesem Jesus nachfolgt, muss offene Türen haben für alle Rassen, Nationen, Generationen. So hält es auch Artikel 4 der Verfassung unserer Kirche fest. Wir sind offen für den Dienst von Frauen und Männern in allen Ämtern der Kirche.

Wir haben uns als Kirche in Mitteleuropa und im Balkan für die Roma und Sinti eingesetzt und erfahren, dass sie sich für den Glauben öffnen und sehr gut als christliche Gemeinden in ihren Siedlungen funktionieren. Unter den Menschen am Rande der Gesellschaft ist die Kirche am schnellsten gewachsen.

Wir erlauben es nicht, dass nationale, politische und andere Loyalitäten unsere Einheit in Christus begrenzen. Das gilt es auch in unseren Minderheiten im Balkan und in Serbien-Montenegro umzusetzen.

Der Bischofsrat unterstützt weiterhin die Initiative „Kinder und Armut“, weil er glaubt, dass die Kinder in dieser Welt am meisten unter der Armut zu leiden haben. Sie erinnern uns tagtäglich an die Worte Jesu: „Was ihr einem unter diesen Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan!“ (Matth. 25). Eine Erneuerung der Kirche wird sich stets darin zeigen, ob sie an die „Geringsten“ denkt, und was sie für sie tut.

3. Gemeinschaft lebt, wo wir Ressourcen teilen

Über Partnerschaften sowie die Kanäle des Fonds „Mission in Europa“ (ein Instrument des Europäischen Rates Methodistischer Kirchen), des Advanced Special (ein Sammelnetzwerk des General Board of Global Ministries in New York) und „Connexio“ (das Netzwerk für Mission und Diakonie der Evangelisch-methodistischen Kirche in der Schweiz und in Frankreich) gehen finanzielle Ressourcen in die Jährlichen Konferenzen der postkommunistischen Länder.

Als am 1. Mai 2004 der Traum in Erfüllung ging und vier unserer Sprengelländer in die EU aufgenommen wurden, glaubten viele an eine Entspannung im finanziellen Bereich. Die Realität dieser Kirchen sieht aber ganz anders aus. Hinter dem nach aussen getragenen schönen Gewand verbirgt sich immer noch spürbare Armut.

Der Bedarf in den Ländern ist unterschiedlich gross. Neben projektbezogenen Geldern ist die Lücke bei den Gehältern für die vollzeitlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und für die theologische Ausbildung am grössten. Auch die Kirchen im Westen reden heute vom Sparen. Die Spenden für die ärmeren Kirchen in Mittel- und Südeuropa sind zurückgegangen. Für 2005 musste eine

Kürzung der Gehälterunterstützung aus der „Hilfe im Sprengel“ um 20% vorgenommen werden. Für 2006 werden es zusätzliche 15% sein. Wir können uns schlicht nicht mehr den Luxus leisten, für jede Gemeinde einen eigenen Pfarrer / eine eigene Pfarrerin anzustellen. Nach Alternativen wird gesucht.

Für die theologische Ausbildung ist im Gesamtbereich der post-kommunistischen Länder in Europa eine grosse Beitragslücke entstanden. Dies ist viel zu früh über uns gekommen, da wir in den rascher wachsenden Kirchen in Südosteuropa immer noch viel zu wenig gut ausgebildete leitende Pastoren und Pastorinnen haben.

Es wäre sehr einseitig, nur von der finanziellen Unterstützung zu sprechen. So wird über die Ländergrenzen hinweg Hilfe angeboten für Freizeitgestaltung im Frauen- sowie im Kinder- und Jugendbereich. Es erfolgt ein intensiver Informationsaustausch über die Superintendentenkonferenz und durch gegenseitige Gemeindebesuche.

Mehr und mehr Teams von Freiwilligen beteiligen sich auch an Bauprojekten in den verschiedenen Konferenzen. Die Zeltmission leistet einen äusserst wichtigen Beitrag an die Evangelisation in Mitteleuropa und im Balkan.

Die Jährliche Konferenz in Österreich hat sich mit ihren kompetenten Mitarbeitern angeboten, in Fragen von Kirche und Staat und in Fragen der Kirchenverfassung in Makedonien, Kroatien, Albanien und Serbien-Montenegro weiterzuhelfen.

Dies sind nur Hinweise auf ein starkes Netz gegenseitiger Unterstützung in unserer Zentralkonferenz.

4. Gemeinschaft lebt, wo die Liebe über die Furcht triumphiert

Eine lebendige Gemeinschaft darf zeigen, was für Schätze sie zu verwalten hat. In einer Zeit der verlöschenden Träume darf sie über die Kraft des Evangeliums sprechen, das Menschen und Verhältnisse verändert. Sie weiss, dass jedes Leben kostbar ist, weil Gott es liebt. Die lebendige Gemeinschaft singt, musiziert und erzählt von der Liebe Gottes, die jeden Morgen neu ist.

Nach den tragischen Ereignissen von New York und Madrid, umgeben von der Propagierung des Kriegs gegen den Terror, sind viele Menschen erschreckt und von Furcht wie gelähmt. Ängste, Sinnkrisen und Ausbrüche von Gewalt entziehen den Menschen den Boden ihrer Existenz.

Der Bischofsrat hat eine Studie in die Konferenzen und Gemeinden gesandt unter dem Titel „Auf der Suche nach Sicherheit“ (In Search of Security). Sie soll anleiten, sich mit den Fragen um Sicherheit und Verletzlichkeit des Lebens auseinanderzusetzen. Es gilt auf dem Hintergrund der Zusage der Treue Gottes ein neues Vertrauen zu finden und zu erfahren, dass die Liebe die Furcht überwindet.

5. Gemeinschaft lebt, wo Autorität ist

Autorität wird in unserer Zentralkonferenz sehr unterschiedlich gelebt und verstanden. Das hatte sich schon bei der letzten Bischofswahl im Jahre 1989 und bei der Bestätigung der Wahl auf Lebenszeit im Jahre 1993 herausgestellt.

Einige westliche Vertreter tendierten damals stärker zu einem funktionalen Amtsverständnis und plädierten für ein Amtszeit von acht bis zwölf Jahren, während die Delegierten aus dem Osten und dem Süden das Bischofsamt als eine Berufung auf Lebenszeit verstanden. Hier spielt selbstverständlich der jeweilige kirchliche und gesellschaftliche Kontext mit. Ich erlebe auch in anderen Bereichen etwas von dieser Spannung — ich möchte es „Ungleichzeitigkeit der Kirche“ nennen. Das muss ein Bischof nicht nur aushalten, er soll es auch akzeptieren können. Es geht nicht um ein Tolerieren, sondern um Vertrauen. Er muss sich zum Beispiel sowohl im „traditional“ als auch im „contemporary worship style“ zuhause fühlen können.

Ich muss oft an einen Spruch von Johann Wolfgang von Goethe denken. Er sagte, dass ein Mensch zwei Dinge auf den Lebensweg mitbekommen sollte: Wurzeln und Flügel. Das gilt in besonderer Weise für den Weg eines Bischofs! Er weiss, wo er hingehört, ist aber auch frei, sich aus Zwängen und Vorurteilen zu lösen und neue Wege zu gehen. Er soll, wo nötig, mutig die Fackel vortragen und nicht nur der Realität die Schleppe nachtragen. Dazu braucht es nicht nur Wurzeln, sondern auch Flügel.

Das Thema der „Autorität in der Kirche“ kann nicht im luftleeren Raum abgehandelt werden. In der Gesellschaft wird in Europa der Begriff Autorität (und Amt) mehrheitlich negativ besetzt: Es besteht ein Verdacht auf Machtmissbrauch, auf Manipulation ohne Partizipation der Betroffenen, auf Verteidigung der männlichen Vorherrschaft. Dazu kommt, dass sich die „bischöfliche Autorität“ in Europa nicht entfalten kann, ohne dass sie an den zum Teil negativen Beispielen aus der römisch-katholischen Kirche gemessen wird. Die Autorität in der Kirche ist im Lauf der Geschichte zu einer sehr schillernden Grösse geworden. Und die so genannten Autoritäten in der Kirche waren oft nur auf Machterhaltung ausgerichtet.

In der eigenen methodistischen Geschichte gibt uns der Kirchengründer John Wesley kein gutes Beispiel in dieser Sache. Er hatte übrigens stets die Monarchie als die beste Form der Regierung unterstützt.

Theologisch orientiert sich heute die Autorität in der Kirche am Verhalten Jesu, der nicht gekommen ist zu herrschen, sondern zu dienen (Markus 10, 45). Da wird Autorität durch Vorbild und Selbst-Hingabe vermittelt. Das ist Autorität auf Augenhöhe. Autorität in der Kirche hat, wer nicht herrscht sondern allen Menschen dient.

Wer nicht nur befiehlt, sondern einlädt zum Nachdenken, zum Glauben und zum Tun. Wer die Liebe zu Gott und den Menschen ausstrahlt.

Ich bin überzeugt, dass wir heute in den meisten Situationen in unserer Kirche nicht an einem Klerikalismus von oben, sondern an einem Klerikalismus von unten leiden. Autorität wird da missbraucht, indem etwa Laien in den Gemeinden als Dominatoren und Dominatorinnen auftreten und sich niemand gegen sie zur Wehr setzt, auch der Pastor oder die Pastorin nicht.

Richard P. Heitzenrater sagt in einem Aufsatz, der mir nur in Manuskriptform ohne nähere Angabe vorliegt, dass im methodistischen Erbe die geistliche Leitungsperson von der Theologie der Gnade geprägt sein soll. In dieser Leitungsperson werde die Gnade Gottes sichtbar durch gelebte Vergebung und Heiligung. Durch diese Leitungsperson bringe die Gnade Gottes Gaben und Talente zum Leuchten und mittels dieser Leitungsperson werde die Gnade Gottes aktiv, um die Welt zu verändern.

So arbeitet auch ein Bischof nicht für die Machterhaltung. Er sucht den Halt und die Bedeutung nicht im Ansehen und in der äusseren Ehre. Er findet Halt und Bedeutung im Wissen, dass die Liebe Gottes ausgegossen ist in sein Herz durch den heiligen Geist.

6. Gemeinschaft lebt, wo Gott mit im Bunde ist

Gott hat eine tiefe Sehnsucht nach den Menschen, welche er alle als Originale geschaffen hat. Darum macht er ein Bundesangebot in Jesus Christus. Christliche Gemeinschaft gestaltet sich als Antwort auf den Bund, den Gott in Jesus Christus mit den Menschen geschlossen hat. Ich wünschte mir, dass unsere Pastoren und Pastorinnen sich regelmässig in „Covenant-Gruppen“ treffen, um sich gegenseitig im Glauben zu ermutigen und im Dienst zu begleiten. Der von der neuen Kirchenordnung eingeführte „Bund der Ordinierten“ schafft so grosse Einheiten, dass keine Verbindlichkeit entstehen kann.

Wir wählen uns diese Bundesgenossen nicht aus. Gott stellt uns Männer und Frauen und Jugendliche zur Seite, um die Welt zu verändern — eben weil Gott das Leben liebt. Wer das Angebot dieses Bundes verstanden hat, wird nicht nur über die eigene Gruppe reden und nachdenken. Er wird in Gottes Vision hinein genommen werden, dass die ganze Welt erneuert werden soll.

Eine lebendige Gemeinde — weil Gott das Leben liebt

Wie kann man über Gemeinschaft reden, ohne in eine ekklesiologische Introvertiertheit zu verfallen? Wofür treten wir ein, wenn wir wissen, dass Gott das Leben liebt (Joh. 10,10)? Normalerweise weiss man in unseren Kreisen gut, wogegen man oder frau ist. Wofür aber treten wir ein?

1. Weil Gott das Leben liebt: ansetzen bei der Sehnsucht des Menschen

Es ist die Sehnsucht aller Menschen, dass das Leben gelingen möge. Dabei ist es gar nicht selbstverständlich, dass es gelingt. Der Glaube ist zwar kein Versicherungsabschluss auf Erfolg und keine Schutzimpfung gegen die Not. Und doch setzt er Kräfte frei, welche helfen, mit einer Situation fertig zu werden, bevor sie uns fertig macht.

Eine lebendige Gemeinschaft hat Menschen in ihrer Sehnsucht viel anzubieten. Dazu aber muss sie sich aufmachen, um Gefährte, Gefährtin dieser Menschen im alltäglichen Leben zu werden. Menschen vor allem beistehen, wo die

Routine des Lebens abbricht. Gottes Liebe gilt gerade den Menschen, die keine Erfolgspotenziale aufzuweisen haben.

2. Weil Gott das Leben liebt: ansetzen bei der Familie

Die Familie ist krank in Ost und West und Nord und Süd. Dennoch bleibt die Familie die beste aller möglichen Lebensformen. Jahrzehntelang haben wir zugeschaut, wie über die Familie gelästert wurde. Wir müssen neu ansetzen und ein neues Bewusstsein schaffen, dass es die Familie ist, welche die Werte und die gemeinschaftsbildenden Tugenden vermitteln kann und soll. Wenn Kinder wieder wissen sollen, dass Golgatha keine Zahnpastensorte ist, so ist das nicht einfach die Aufgabe des Religionsunterrichts an den Schulen oder die Aufgabe der Kirchen. Es ist zuallererst die Aufgabe der Familien, und es gilt die Familien für diese Aufgabe zuzurüsten. Als lebendige Gemeinschaft wollen wir helfen, dass Familien leben, überleben und erst noch die Werte unserer Kultur und unseres Glaubens vermitteln können. Wir wollen verhindern, dass Eltern vor der Verantwortung in der Erziehung davonlaufen. Wir wollen mitwirken im Kampf gegen das wachsende Suchtverhalten und den Trend zu Sekten und Esoterik. Das alles, weil Gott das Leben und darum auch die Familie liebt.

3. Weil Gott das Leben liebt: ansetzen bei der versammelten Gemeinde

Wir wollen uns gemeinsam bemühen, Gottes Willen zu erkennen und so verhindern, dass Meinungsverschiedenheiten uns voneinander entfremden und isolieren. Einzelne Gemeinden machen den Lifestyle der Jugend zum Modell für das Ganze. Das geht meist nicht von den jungen Menschen selber aus, sondern von denen, welche gerade dem Jugendalter entwachsen sind. Wenn Gott das Leben liebt, dann sind die anderen Generationen und ihre Ausdrucksweisen der Frömmigkeit nicht ausgeschlossen. Wir brauchen eine „Miteinanderkirche“, welche einen Beitrag zur Versöhnung unter den Generationen leistet. Heilung kann durch eine Vermehrung der Rituale für die Übergänge im Leben bewirkt werden. Warum sollten nur Schulanfang und Übertritt der Jugendlichen ins Erwachsenenalter in der Kirche gefeiert werden? Wir könnten auch gemeinsam den Übergang in die Arbeitslosigkeit wahrnehmen und die betroffenen Menschen bewusster begleiten. Oder zum Beispiel den Übergang, wenn das letzte Kind das Haus verlässt und ein Ehepaar mit einem leeren Nest leben soll. Warum wird nicht gemeinsam der Eintritt in den Ruhestand gefeiert? Wenn Gott das Leben liebt, dann gilt es diese Übergänge im Leben bewusster wahrzunehmen und auch Hand zu bieten zu neuen Sinn stiftenden Aufgaben im Freiwilligenbereich. Ich wünsche mir, dass wir weniger Kräfte in den Streit über Formen des Gottesdienstes verbrauchen und uns mehr den Inhalten zuwenden, welche unser Leben gestalten sollen: Inhalte wie Glaube, Hoffnung, Liebe. Es soll uns mehr um den Wein als um die Schläuche gehen.

5. Weil Gott das Leben liebt: ansetzen bei der politischen Verantwortung

Als beim Prager „Forum 2000“ führende Persönlichkeiten aus aller Welt über Zukunftsfragen diskutierten, meinte Tschechiens damaliger Staatspräsident Vaclav Havel: „Zunehmende Gottlosigkeit ist mitverantwortlich für die derzeitigen globalen Krisen.“ Das waren noch Zeiten, als wir in den Kirchen über „Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung“ nachdachten und auch Handlungsvorschläge erarbeiteten. Die Religiosität ist auch in unseren Gemeinden ins Private abgerutscht. Die Frage nach dem Frieden wird durch die Angst vor dem Terror zum Schweigen gebracht. Die Frage nach der Gerechtigkeit wird verdrängt durch die zunehmende Angst, zu kurz zu kommen. Diese grassierende Angst gefährdet das Gemeinwesen und gefährdet die Solidarität. Die Maximierung des eigenen Glücks lässt kaum mehr genügend Kraft zum Teilen. In der Politik und in den öffentlichen Ämtern fehlt es weit herum an kompetenten und willigen Menschen. Es heisst sehr bald, wenn jemand für ein Amt angefragt wird: Warum soll ich mir das antun?

Das Evangelium vermittelt die Kraft, welche uns die Angst nehmen kann, zu kurz zu kommen. Warum sind so wenig Christen und Christinnen bereit, öffentliche Aufgaben zu übernehmen? Sollten wir nicht vermehrt dazu ermuntern und Willige begleiten?

6. Weil Gott das Leben liebt: ansetzen bei der Zusammenarbeit der Kirchen

Wir verkündigen Christus und leben nicht von der Abgrenzung gegen andere Kirchen. Auf europäischer Ebene haben wir viele gemeinsame Themen, gemeinsame Herausforderungen und auch Erfahrungen gegenseitiger Hilfe. In der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) sind wir erneut im Zentralvorstand vertreten. Die KEK ist für uns eine wichtige Plattform zum Beispiel für Fragen der Migration und im Asylbereich, welche nicht nur national sondern europäisch betrachtet und angegangen werden müssen. Auch für die Fragen einer Europäischen Verfassung haben wir uns über die KEK informiert und engagiert. Die von der KEK erarbeitete Charta Oecumenica ist eine hilfreiche Verpflichtung der Kirchen für den Umgang miteinander. Sie ist für uns als Minderheitskirchen hochwillkommen. Die Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE, vormals Leuenberger Kirchengemeinschaft) hat grosse Solidarität gezeigt bei den Schwierigkeiten mit der Anerkennung unserer Kirche in Serbien-Montenegro. In den Lehrgesprächen befasst sie sich mit dem „Evangelischen Profil im missionarischen Auftrag der Kirchen in Europa“ und mit „Gestalt und Gestaltung protestantischer Kirchen in einem sich verändernden Europa“. Zurzeit führt die GEKE auch Gespräche mit der Europäischen Baptisten Union. In einzelnen Konferenzen spielen die Regionalen Arbeitsgemeinschaften Christlicher Kirchen und auch die Nationalen Christenräte eine wichtige Rolle. Gemeindeübergreifende Kooperationen im Bereich der Sozialarbeit und der Diakonie sind eher noch selten.

Die Offenheit füreinander ist möglich, wenn eine genügend starke und explizite eigene Identität vorhanden ist.

7. Weil Gott das Leben liebt: ansetzen beim Zusammenleben mit anderen Religionen

Menschen verschiedener religiöser Überzeugungen leben heute dicht nebeneinander. Was in den westeuropäischen Ländern zum nicht ganz spannungsfreien Alltag gehört, wird mehr und mehr auch in den mitteleuropäischen Ländern spürbar. Im Balkan hat das Nebeneinander von Muslimen und Christen eine lange Geschichte, geprägt von Zeiten des Friedens, aber auch von Zeiten der kriegerischen Auseinandersetzungen. Diese haben meist schwere Wunden hinterlassen. Als Methodisten sind wir keine Nationalkirche. Das gibt uns einen anderen Zugang zu den anderen Religionen. Wir wollen den Glauben anderer Menschen respektieren, verstehen aber den Dialog mit ihnen so, dass auch wir zu unserem Zeugnis stehen dürfen. Auch hier gilt: Die Offenheit füreinander ist möglich, wenn eine genügend starke und explizite eigene Identität vorhanden ist.

Schluss

In den Jahren, in denen ich als aktiver Bischof gedient habe, ging ein neuer Individualisierungsschub durch die Welt und die Kirche. Das hat meine Aufgabe, einen Sprengel aus 15 Nationen zu führen und zusammenzuhalten, nicht leicht gemacht. Die Eitelkeiten der Lokalgemeinden wurden wichtiger als der Zusammenhalt in den Konferenzen und über die Landesgrenzen hinaus.

In einer Zeit, wo der Individualismus und der Partikularismus ihre Konjunktur hemmenden und asozialen Blüten treiben, ist es wichtig, von der Gemeinschaft zu reden. Wenn unsere gemeinsame Zukunft in der Kirche und in der Welt gelingen soll, müssen wir neu über die „vita communis“ nachdenken.

Dietrich Bonhoeffer hatte in seiner Zeit — auch eine Zeit des Umbruchs — das gleiche Anliegen vertreten. Ich erinnere an seine Schrift „Gemeinsames Leben“, welche er in einer Zeit grosser Bedrängnis im Seminar in Finkenwalde verfasst hatte. Dabei verband er zwei Dinge klar miteinander: einerseits die Notwendigkeit, als Christen in Bedrängnis zusammenstehen und sich nicht wie eine erschreckte Herde desolidarisieren und in alle Winde zerstreuen zu lassen. Andererseits betonte er, dass Gemeinschaft der Christen nicht Abgeschlossenheit von der Welt bedeuten könne. „Vita communis“ soll nichts Klösterliches an sich haben. Sie ereignet sich inmitten der Welt.

Lebendige Gemeinschaft muss sich ihres Kontexts und ihres Kairos bewusst bleiben. Nur so wird sie eine kritisch-prophetische Stimme in der Welt erheben können. Nur so wird sie die heilsbringende Botschaft von der Gnade Gottes in Jesus Christus, die Botschaft von der Liebe, welche die Furcht überwindet, authentisch verkündigen können. Lebendige Gemeinschaft lässt es nicht zu, dass die „Religion Privatsache wird“. Sie lebt nicht als Schlagsahne auf dem Kuchen, sondern als Salz in den Wunden der Gesellschaft.

Lebendige, christliche Gemeinschaft trägt das Evangelium des Lebens in diese Welt hinein. Sie sagt der Welt, dass Gott das Leben liebt.

In Dankbarkeit für 16 Jahre Weggemeinschaft
Bischof Heinrich Bolleter

Liste der Themen, welche uns beschäftigen müssen:

- Die Rolle der Kirchen in der Veränderung von einer monolithischen Staatsgesellschaft in eine pluralistische Zivilgesellschaft
- Die Rolle der freiwilligen Arbeit und der Frauen in der Kirche und in der Gesellschaft
- Die Ausbildung und die Rekrutierung neuer Führungskräfte
- Die Präsenz der Kirchen in den säkularen Medien
- Der Umgang mit den Ressourcen und das Ziel der Eigenfinanzierung
- Religion und nationale Identität
- Ökumenische Zusammenarbeit in einer offenen Gesellschaft
- Familie und christliche Erziehung
- Seelsorge
- Unser Beitrag zur Überwindung der Armut und der Gewalt
- Strukturierung der diakonischen Arbeit

Dieses Heft kann nicht über den Buchhandel bezogen werden. Es ist erhältlich im Sekretariat von Bischof Heinrich Bolleter, Postfach 2239, 8026 Zürich.
Herstellung: Fotorotar AG, CH-8132 Egg ZH